

kultur·kompetenz·bildung

KONZEPTION KULTURELLE BILDUNG

Jan. – Feb. 2006

Regelmäßige Beilage zu politik & kultur

Ausgabe 2

Neues Deutschland Reiner Klingholz

Wie die Demografie unser Leben nachhaltig verändert

Unser Land wird in den kommenden Jahrzehnten demografische Verwerfungen erleben, die sich nur mit den Folgen der großen Auswandererwellen des 19. Jahrhunderts vergleichen lassen: Damals, nach der ersten Phase der Industrialisierung, hatte in dem bereits relativ dicht besiedelten Europa ein starkes Bevölkerungswachstum eingesetzt. Es wäre zu gewaltigen Hungerkatastrophen und Verteilungskämpfen gekommen, hätte die Alte Welt nicht fast ein Drittel ihrer Einwohner an die Neue abgeben können. 5,5 Millionen Deutsche fanden zwischen 1815 und 1914 allein in Nordamerika eine neue Heimat.

Fast ebenso viele Menschen hat Deutschland in den letzten 30 Jahren verloren. Allerdings nicht durch Abwanderung, sondern durch Nachwuchsmangel: Mit durchschnittlich nur noch knapp 1,4 Kindern pro Frau zählt die Bundesrepublik heute zu den kinderärmsten Gesellschaften der Welt. Jede deutsche Kindergeneration ist um ein Drittel kleiner als die ihrer Eltern. Kamen in den 1960er Jahren noch über 1,3 Millionen Kinder im Jahr zur Welt, sind es heute nur noch 700.000. Schon seit 1972 sterben in Deutschland mehr Menschen, als geboren werden. Dennoch ist die Bevölkerung seither von gut 60 auf heute 83 Millionen gestiegen. Wieso haben wir den tief greifenden Schrumpfungsprozess nicht wahrgenommen?

Zum einen weil sich die Lebenserwartung im zurückliegenden Jahrhundert um über 30 Jahre verlängert hat, die Menschen also länger unter uns bleiben. Und zum anderen, weil sich Deutschland seit langem zum Einwanderungsland gewandelt hat. Mittlerweile leben zwischen Rügen und dem Bodensee rund 14 Millionen Menschen, die nicht in Deutschland geboren wurden oder deren direkte Nachkommen sind. Das ist die weltweit zweitgrößte zugewanderte Bevölkerung nach jener in den USA. Nur deshalb ist das schrumpfende Deutschland bislang nicht leerer geworden.

Diese Rechnung gilt allerdings nur für den Westen Deutschlands. Im Osten, wo sich die Machthaber lange, aber vergeblich mit Mauer und Stacheldraht gegen Bevölkerungsverluste gewehrt haben, brach nach der Wende, quasi über Nacht, die durchschnittliche Kinderzahl je Frau von 1,6 auf 0,7 ein, auf den niedrigsten je gemessenen Wert weltweit. Der Strukturwandel fegte überkommene Industriereviere von der Landkarte, und vor allem junge und qualifizierte Menschen folgten dem Wirtschaftsgefälle – nach Westen. In kürzester Zeit nahm vielerorts eine regelrechte Bevölkerungsimplosion ihren Lauf: Busse und Bahnen haben den Betrieb eingestellt, Postamt und Schulen geschlossen und von der ökonomischen Infrastruktur ist kaum etwas geblieben. Solche Orte verlieren weiter an Attraktivität und es ziehen auch keine jungen Familien mehr hin. Seit der Wende hat Ostdeutschland auf diese Weise rund anderthalb Millionen Menschen ver-



Partitur der Schauspielmusik zur Uraufführung des Wilhelm Tell 1804 (Detail)

loren. Bis 2050, so Prognosen, könnte es noch einmal die Hälfte der jetzigen Bewohnerschaft sein.

Die neuen Länder erleben damit im Zeitraffer, was auf andere Regionen Deutschlands erst noch zukommt. Die Bundesrepublik wird sich zunehmend teilen in Regionen des Wachstums und der Schrumpfung: Dabei ziehen die Menschen einerseits vom Land und aus strukturschwachen Zentren wie dem Ruhrgebiet in jene Ballungsgebiete, die eine wirtschaftliche Perspektive bieten. Andererseits aber aus den urbanen Zentren in deren immer breiter werdende Grüngürtel, die mehr Lebensqualität versprechen.

Aber selbst dort fehlen die Kinder. Die Republik wird, zuerst in den Schwundregionen, bald aber bundesweit, zu einem Land der Alten. Das Gebilde, das die Demographen einst eine Bevölkerungspyramide nannten, ist längst ein ausgefranster Pilz: Unten wächst wenig nach, und weiter oben sterben die Menschen sehr viel später. Während der Anteil der unter 20-Jährigen an der Gesamtbevölkerung von 1991 bis 2020 von 21,7 auf vermutlich 17,4 zurückgehen wird, dürfte sich jener der über 60-Jährigen von 20,4 auf 28,6

Prozent vergrößern. Dramatisch verschärfen wird sich dieser Überhang älterer Menschen nach 2020, wenn die letzten starken Jahrgänge der in den 1960er Jahren Geborenen ins Rentenalter kommen.

Aber müssen uns diese Prognosen alarmieren? Schließlich versprechen die Politiker, Altersversorgung und Gesundheitssystem seien gesichert, sofern man einen Nachhaltigkeitsfaktor in die Rentenentwicklung einbaue und die Lebensar-

Die Bundesrepublik teilt sich in Regionen des Wachstums und der Schrumpfung

beitszeit erhöhe. Und wieso sollten wir die Lücken, die der Sterbeüberschuss reißt, mit weiteren Einwanderern füllen, wo es doch heute schon an Arbeit für alle mangelt? Schließlich zählt Deutschland zu den am dichtesten besiedelten Ländern Europas. Wir hätten mehr Platz, kleinere Schulklassen, weniger Verkehr, bessere Luft. Könnte sich Deutschland nicht gesundschrumpfen?

Diese Vorstellung, so verlockend sie Manchem erscheinen mag – ist falsch. Denn ein Rückgang, der einmal eingesetzt hat, beschleunigt sich aus mathematischen Gründen immer weiter: Wo es heute an Nachwuchs mangelt, fehlen der nächsten Generation so viele potenzielle Eltern, dass die Bevölkerung selbst bei einer steigenden Geburtenrate weiter schrumpft. Ohne Zuwanderung würden in Deutschland 2050 nur noch 51 Millionen Menschen leben, im Jahr 2100 nur noch 24 Millionen. Und selbst bei heutigen Immigrationsraten fiel die Gesamtbevölkerung nach Hochrechnungen bis 2050 um etwa 10 Millionen.

Weil in keinem der knapp 440 deutschen Landkreise und kreisfreien Städte die Kinderzahlen hoch genug sind, um eine langfristig stabile Bevölkerungszahl zu garantieren, können nur jene Regionen auf Stabilität hoffen oder gar wachsen, die anderswoher Menschen abziehen. Dies

tun sie aufgrund wirtschaftlicher Stärke, denn die Menschen siedeln sich dort an, wo sie Arbeit und ein Auskommen finden. Der Niedergang beschleunigt sich somit in Gegenden, die heute schon unter Abwanderung leiden. Manche deutschen Kreise werden bis 2020 über 30 Prozent ihrer Bevölkerung verlieren – vor allem in den neuen Bundesländern. In der sächsischen Stadt Hoyerswerda leben heute schon ein Drittel weniger Menschen als zu DDR-Zeiten.

Aber auch in den strukturschwachen Gegenden des Westens – im Harz, in Nordhessen und Oberfranken, stehen die Zeichen auf Schwund. Eben-

so in den klassischen Industrierevieren des Ruhrgebietes und des Saarlandes. Das Ruhrgebiet ist heute bereits der rentnerreichste Großraum Deutschlands und wird bis 2020 vermutlich eine halbe Million Menschen weniger vorweisen können als noch 2000. Städten wie Hagen und Gelsenkirchen droht ein Rückgang von über 16 Prozent. Rund die Hälfte aller deutschen Kreise werden bis 2020 Menschen verlieren, so die Prognosen des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung.

Die einzige Region, die sich diesem Abwärtstrend aus eigener demografischer Kraft entziehen kann, liegt nicht weit entfernt vom Krisenzentrum Ruhrgebiet: Im Großraum Cloppenburg-Vechta-Borken, einem ländlich geprägten Gebiet, das vom Westen Niedersachsens bis in den Norden Nordrhein-Westfalens reicht, werden bundesweit die meisten Kinder geboren. Die Vermutung liegt nahe, die mehrheitlich katholischen und eher konservativ eingestellten Menschen lebten einfach noch in einer vergangenen Zeit, in der größere Familien normal waren. Aber dieser Schein trügt. Zum einen bekommen die dortigen Protestanten genauso viele Kinder wie die Katholiken. Zum anderen ist das Gebiet wirtschaftlich keineswegs rückständig. Es wartet mit den güns-

Zu den Fotos

Das Archiv der Hochschule für Musik FRANZ LISZT Weimar wurde am 1. Oktober 1995 gegründet. Es ging aus den Beständen des Verwaltungsarchivs der Hochschule sowie des ehemaligen Instituts für Volksmusikforschung hervor. In der Arbeit an und mit den vorhandenen Beständen hat das Archiv drei vorrangige Aufgaben zu erfüllen:

1. die Sicherung, Erhaltung und Ergänzung der Bestände,
2. deren Erschließung durch computergestützte Verzeichnung sowie deren Nutzung,
3. die Öffentlichkeitsarbeit.

Das Archiv der Hochschule für Musik Franz Liszt eröffnet zahlreichen Benutzern Zugang zu den reichen Beständen, es versucht die Aufmerksamkeit von Studierenden, Wissenschaftlern und Musikern auf bisher kaum bekannte Quellen zu lenken. Um die Bestände so zu erhalten, dass sie auch nachfolgenden Generationen als Quelle für Forschung und künstlerische Praxis dienen können, werden Restaurierungen und Verfilmungen durchgeführt, die sowohl mit Mitteln aus öffentlicher Hand als auch mit Hilfe von Vereinen und privaten Sponsoren finanziert werden. ■ Alle Fotos: Olaf Zimmermann

← Fortsetzung von Seite 1

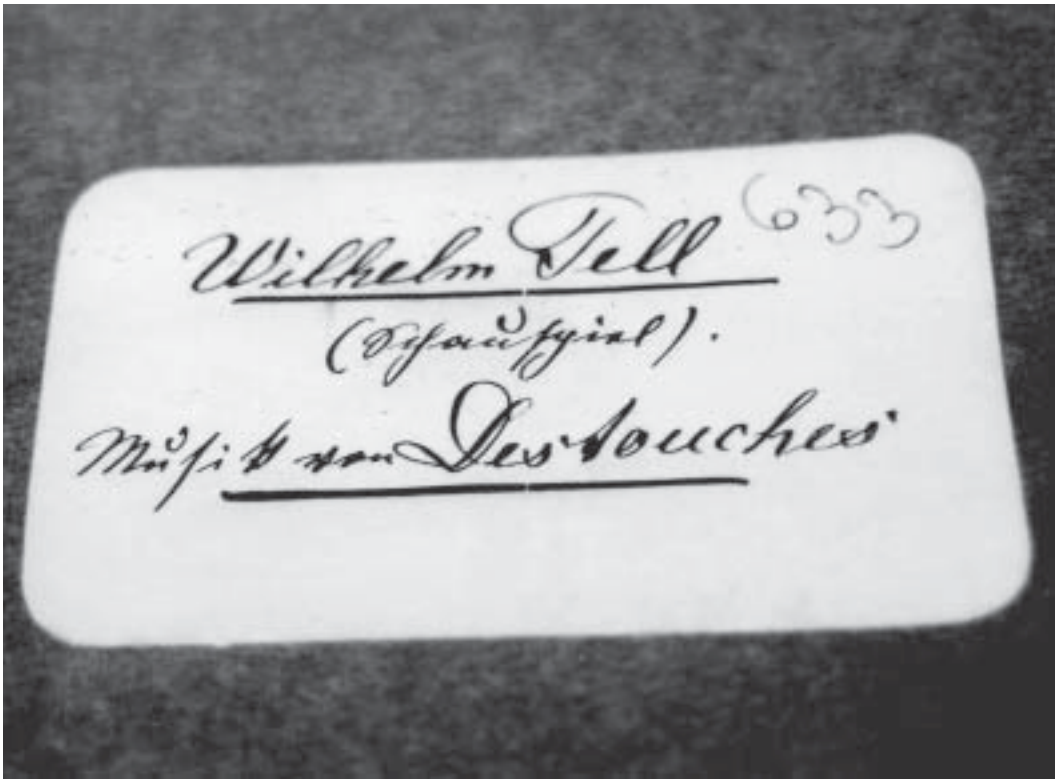
Neues Deutschland

tigsten Arbeitsmarktdaten und der besten Wirtschaftsentwicklung in ganz Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen auf. Ein wesentlicher Grund dafür sind die vergleichsweise vielen Kinder. Sie führen nicht nur zu einer jungen und dynamischen Bevölkerungsstruktur. Kinder sind auch Konsumenten. Und sie benötigen eine eigene Infrastruktur – vom Lehrer bis zum Schulbus-Fahrer. Im Umfeld dieser Dienstleister haben sich längst Kleingewerbe und Industrie angesiedelt, die mittlerweile hochwertige Arbeitsplätze bieten. Die Folge: Die Region kennt keine Abwanderung. Wichtiger als der generelle Schwund ist die beschleunigte Alterung der Gesellschaft. Wie eine internationale Studie belegt, stellt die Gruppe der 25- bis 44-Jährigen die aktivsten Unternehmensgründer. Bereits im Jahr 2015 wird jedoch jede dritte Erwerbsperson über 50 sein. „Natürlich steckt auch in den Alten Potenzial, aber Weisheit hilft wenig, wo Innovation nötig wäre“, sagt Ralf Ulrich, Bevölkerungswissenschaftler an der Universität Bielefeld. Bisher ist dieses Potenzial

Umfragen zeigen: die Deutschen wollen keine schwindende Nation sein

jedenfalls wenig gefragt: Nur etwa die Hälfte aller Betriebe beschäftigt über 50-Jährige; und während ihr Anteil an den Arbeitslosen über 30 Prozent beträgt, liegt er bei staatlichen Fördermaßnahmen zur beruflichen Weiterbildung nur bei 7,5 Prozent. Vom lebenslangen Lernen ist diese Altersgruppe also noch weit entfernt obwohl gerade auf sie steigende Anforderungen zukommen. Umfragen zeigen, dass die Deutschen keine schwindende Nation wollen. Andererseits scheint die Familie an Wert zu verlieren. Nicht nur die Kinderzahlen sind niedrig, auch der Wunsch nach Kindern schwindet. Häufigstes Argument dabei: Die heutigen Ansprüche von Familie und Beruf lassen sich nicht unter einen Hut bringen. Tatsächlich zeigt die Entwicklung überall auf der Welt, dass die Kinderzahlen parallel zu einer Modernisierung der Gesellschaft sinken. Alle Nationen haben diesen Prozess auf dem Weg von der Agrar- in die Industriegesellschaft erlebt. Kinder haben ihre Rollen als Arbeitskräfte und Altersversorger verloren und wurden für ihre Eltern zum Kostenfaktor. Überdies bieten sich jungen Menschen ohne Kinder heute zahlreiche biografische Optionen. Angesichts dieser Freiheiten entscheiden sie sich häufig gegen eine Familiengründung. Manche Bevölkerungsforscher sprechen in diesem Zusammenhang von einem „demografisch-ökonomischen Paradoxon“. Denn ausgerechnet jene Nationen, die es sich aufgrund ihres Wohlstandes, ihres Bildungsgrades und ihrer technisch-medizinischen Möglichkeiten am besten erlauben könnten, Kinder in die Welt zu setzen, tun dies nicht. Der zwangsläufige Preis für moderne, ökonomisch erfolgreiche Kulturen wäre demnach das Aussterben. Zum Glück widerlegen viele Nationen dieses vermeintliche Naturgesetz. Sozioökonomische Daten zeigen, dass sich der Zusammenhang zwischen Modernisierung und sinkender Fertilität in den hoch entwickelten Nationen Westeuropas längst umgekehrt hat. Heute verzeichnen jene Industrienationen die höchsten Geburtenziffern, in denen die ökonomisch-gesellschaftliche Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist. Die reichsten Länder Island, Luxemburg und Norwegen haben deutlich mehr Kinder je Frau als die ärmeren wie Portugal, Spanien oder Deutschland. Noch deutlicher wird der Einfluss der Modernisierung bei einem Blick auf die Rolle der Frauen. Eine hohe Erwerbsbeteiligung von Frauen als Folge der Gleichberechtigung geht tendenziell mit höheren Kinderzahlen einher. Wie unterschiedlich gut es in den verschiedenen Ländern möglich ist, Familie und Beruf zu vereinen, wird an der Veränderung der Erwerbstätigkeit von Frauen sichtbar, sobald sie Kinder bekommen. In den relativ kinderreichen Ländern Island, Schweden, Norwegen und Frankreich sinkt die Erwerbstätigkeit von Frauen (anders als in Deutschland) praktisch überhaupt nicht, wenn das erste Kind geboren ist. Die Familienpolitik dieser Länder hat über Jahrzehnte dazu beigetragen, dass ein Wertesystem entstanden ist, in dem erwerbstätige Mütter als Normalfall gelten. Eine Gleichberechtigung der Geschlechter lässt sich auch an der Anzahl jener Frauen ablesen, die in ehemals männerdominierte Berufsbereiche vordringen. Und wieder zeigt sich der gleiche Zusammenhang: Je höher der Anteil 20- bis 29-jähriger Frauen mit einem Hochschulab-

schluss im naturwissenschaftlich-technischen Bereich ist, umso höher liegt tendenziell die Kinderzahl. Im kinderarmen Deutschland verfügen nur vier von 1.000 Frauen über eine solche Qualifikation. In Schweden liegt der Anteil bei acht, in Frankreich bei zwölf. Den Rekord halten die Irinnen mit 19. Doch das Mathematik- oder Ingenieursstudium hindert sie nicht daran, europaweit die meisten Kinder zu bekommen – gleichauf mit den Isländerinnen. Das traditionelle Muster „Mann verdient – Frau am Herd und bei den Kindern“ funktioniert ganz offensichtlich nicht mehr – und es lässt sich auch nicht wiederbeleben. Junge Frauen weisen in allen europäischen Gesellschaften mittlerweile bessere Bildungsabschlüsse auf als junge Männer und sie wollen dieses Kapital auch nutzen. Sie wollen einen Beruf ohne auf Familie verzichten zu müssen. In Ländern wie Deutschland, wo sie zwischen beiden Optionen wählen müssen, entscheiden sie sich deshalb eher für den Beruf. In der derzeitigen Debatte spielen Kinder vor allem als ökonomischer Faktor eine Rolle – als finanzielle Belastung für Familien, als zukünftige Rentenzahler – nicht aber als persönliche Bereicherung. Die Zukunft aber könnte noch weniger kinderfreundlich aussehen: Wenn die Alten die Wählermehrheit ausmachen – aber nur noch eine Minderheit von ihnen Enkel hat. Wie reformfreudig wird die Gesellschaft dann noch sein? Wie bereit, in den Nachwuchs zu investieren statt in den Erhalt des eigenen Status quo? Es ist ausgeschlossen, dass in Deutschland auf absehbare Zeit wieder genug Kinder nachwachsen, um den Bevölkerungsschwund auszugleichen. Die Lücke könnten nur, wie seit über 30 Jahren, Zuwanderer füllen. Da die Zuzügler im Schnitt weniger alt sind als die Ansässigen, hat das gleichsam einen leichten gesellschaftlichen Verjüngungseffekt. Aber schon im kommenden Jahrzehnt reicht der derzeitige Zugewinn von jährlich rund 200 000 Einwanderern nicht mehr aus, um die Bevölkerung stabil zu halten. Die Einwanderungszahlen müssten noch weiter steigen: auf 300 000 im Jahr 2020, auf eine halbe Millionen im Jahr 2050. Auch das ist unrealistisch, weil diese Zahl die Aufnahmefähigkeit selbst einer um Integration bemühten Gesellschaft übersteigen würde. Dabei wäre es allein mit der schieren Menge ohnehin nicht getan. Zuwanderer tragen seit Ende der 1980er Jahren nicht zur Sanierung der Sozialkassen bei, sondern belasten sie vielmehr. Durch den Nachzug von Familien ist der Anteil der Erwerbsfähigen unter den Zuwanderern kon-



Partitur der Schauspielmusik zur Uraufführung des Wilhelm Tell 1804 (Titelblatt)

tinuierlich gesunken. Hinzu kommt eine doppelt so hohe Arbeitslosigkeit unter Ausländern wie unter Deutschen. Durchbrochen wird dieses Muster nur von einer Minderzahl hoch qualifizierter Migranten, die weit mehr leisten als der Durchschnitt der Einheimischen. Die Zuwanderung muss also gesteuert werden und sich auf junge, gut ausgebildete Ausländer konzentrieren. Aber es gilt auch, diejenigen nach allen Kräften zu integrieren, die in den letzten Jahrzehnten gekommen sind. Denn das Hineinwachsen in die deutsche Gesellschaft ergibt sich nicht von selbst: Junge Migranten der dritten Generation sprechen häufig schlechter deutsch als jene der zweiten. Sie sind in noch stärkerem Maße arbeitslos und seltener bereit, sich abzumühen wie ihre Eltern. Aufgewachsen in Deutschland stellen sie Ansprüche wie Einheimische, werden zwangsläufig enttäuscht und sind noch schwerer zu integrieren. Eine Problematik, die sich dort noch zu verschärfen droht, wo – wie in den Städten des Ruhrgebiets – bereits im nächsten Jahrzehnt die Mehrheit aller Kinder und Jugendlichen einen Migrationshintergrund haben werden. Nur wenn ihre Einbindung in die Gesellschaft gelingt, kann der Zerfall in Parallelgesellschaften verhindert werden. Mit einer gelungenen

Anpassung geschieht jedoch noch etwas anderes: Die zunächst im Schnitt höhere Geburtenrate der Ausländer sinkt und gleicht sich jener ihrer neuen Heimat an. Auch die Alterung der Gesellschaft kann somit durch Zuwanderung nur vorübergehend abgeschwächt, nicht aber verhindert werden. Man kann es also drehen und wenden, wie man will: Der demografische Wandel hat längst begonnen und er wird Deutschland älter, menschenärmer und bunter machen. Er lässt sich nicht durch Gesetze verhindern, seine Folgen lassen sich nicht durch Patentlösungen reparieren. Der Wandel erfordert eine Analyse der Probleme, eine abgestimmte Gegenreaktionen auf allen Ebenen und eine kreative Anpassung. Dieser Lösungsdruck wird Ideen und Wege aufzeigen, die heute noch keiner kennt. Darin liegen die Chancen für eine zukunftsfähige Gesellschaft.

DER VERFASSER IST DIREKTOR DES BERLIN-INSTITUTS FÜR BEVÖLKERUNG UND ENTWICKLUNG. DER BEITRAG FUSST AUF DEN ERGEBNISSEN DER STUDIE „DEUTSCHLAND 2020 – DIE DEMOGRAFISCHE ZUKUNFT DER NATION“. DIESE STUDIE IST UNTER WWW.BERLIN-INSTITUT.ORG ZU BEZIEHEN. ■



Prof. Dr. Detlev Altenburg und Dr. Irina Lucke-Kaminiarz in der Schatzkammer der Thüringischen Musikgeschichte

Sackgassen, Spagat und Trugschlüsse

Olaf Zimmermann

Demografischer Wandel als Herausforderung für die Kultur



Im Magazin des Thüringischen Landesmusikarchivs (im Bild: die originalen Pappschuber aus der Zeit Goethes)

Der demografische Wandel ist in aller Munde. Kaum ein Thema hat in der jüngsten Zeit so viel Aufmerksamkeit erweckt wie der demografische Wandel. Die Debatte reicht von Horrorszenerarien wie „Die Deutschen sterben aus“ bis hin zu politisch-strategischen Debatten wie die Grundversorgung mit Bildungs- aber auch Kulturangeboten in immer dünner besiedelten Gebieten sicher gestellt werden kann.

Dabei findet die öffentliche Debatte um den demografischen Wandel mit einiger Verzögerung statt. Bereits seit vielen Jahren zeigen Wissenschaftler auf, dass die Zahl älterer Menschen stetig zunimmt und im Vergleich dazu die Zahl der jüngeren abnimmt, d.h. wesentlich weniger Kinder geboren werden als es zur Stabilisierung der Bevölkerungszahl erforderlich wäre. Wir es also mit einer umgekehrten Bevölkerungspyramide zu tun haben. Die Zahl der älteren Menschen nimmt dank des medizinischen Fortschritts zu. Zugleich ist diese Gruppe sehr differenziert zu betrachten:

- die jüngeren Älteren erfreuen sich zumeist guter Gesundheit,
- ein nicht unbeträchtlicher Teil verfügt über ausreichende finanzielle Ressourcen, weshalb oftmals auch davon die Rede, dass in der nächsten Zeit beträchtliche Summen vererbt werden,
- die jüngeren Älteren reisen und konsumieren gerne. Sie werden deshalb von der Werbebranche und dem Marketing auch „best ager“ genannt.
- zugleich wächst die Gruppe der so genannten Hochbetagten, die mit zunehmendem Alter hilfs- und teilweise auch pflegebedürftig sein werden.

Was heißt dieser demografische Wandel für die Kultur?

Zunächst könnte man mutmaßen, dass Kultureinrichtungen ohnehin die Zielgruppe der Zukunft ansprechen. So zeigt das jüngste Kulturbarometer des Zentrums für Kulturforschung, dass das Konzert- und Opernpublikum immer älter wird. Es zeigt ebenfalls, dass der Bildungsgrad dieses Publikums zunimmt. D.h. das Angebot wird derzeit von einer Gruppe genutzt, die über einen relativ hohen Bildungsgrad verfügt und die älter ist. Es stellt sich die Frage, ob diese Kultureinrichtungen bereits „auf der richtigen Seite stehen“ bzw. die richtige Zielgruppe im Blick haben. Wer dies meint, unterliegt einem Trugschluss! Denn der demografische Wandel verlangt geradezu

einen Spagat. Zum einen müssen adäquate Kulturangebote für Ältere entwickelt werden. Diese Gruppe ist teilweise sehr anspruchsvoll, insbesondere wenn es sich um besser situierte Menschen handelt, d.h. sie nutzen kulturelle Angebote (Oper, Konzert, Theater, Museen, Kulturreisen), erwarten aber auch ein entsprechendes Umfeld. Um dieser Zielgruppe gerecht zu werden, muss eine genaue Analyse des Publikums betrieben werden. Mögliche Parameter sind:

- inwiefern ist das Publikum aufgeschlossen für neue, innovative Angebote,
- wie werden Einführungsveranstaltungen, Führungen usw. angenommen,
- wie muss das Personal geschult sein, um Führungen usw. durchzuführen (müssen sie z.B. mit Menschen, die schlechter hören umgehen können)
- wie müssen Gebäude baulich beschaffen sein, wenn mehr ältere Menschen, die eventuell schlechter hören oder schlechter zu Fuß sind, Kulturveranstaltungen besuchen,
- müssen die Pausen von Konzerten u.U. länger sein, wenn viele ältere Menschen einen Kaffee, einen Wein oder ähnliches in der Pause zu sich nehmen wollen

Die genannten Aspekte scheinen auf den ersten Blick trivial zu sein, sie können aber eine große Bedeutung haben, wenn es um die Gewinnung des Publikums geht. Denn eines ist klar, keine Kultureinrichtung wird sich auf den vorhandenen Stamm an Besucherinnen und Besuchern ausruhen können. Neues Publikum muss kontinuierlich dazu gewonnen werden, will man nicht, dass eines Tages die Besucher „weggestorben sind“. Daraus entsteht die zweite Herausforderung des demografischen Wandels für die Kultur und die Kulturpolitik. Die Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen sowie insgesamt der Familien darf nicht aus dem Blick geraten, in sie muss investiert werden, denn sie sind die Nutzer von heute und von morgen. D.h. die Angebote der kulturellen Kinder- und Jugendbildung dürfen nicht zu Gunsten der Seniorenkulturarbeit drastisch zurückgefahren werden. Es wird vielmehr erforderlich sein, sich um diese Gruppe der Kinder und Jugendlichen besonders zu kümmern, ihnen Kunst und Kultur nahe zu bringen und damit das Interesse an Kunst und Kultur zu wecken. Dieser Spagat, einerseits der wachsenden Zahl älterer Menschen ein adäquates Angebot zu unterbreiten und andererseits die Kinder und Jugendlichen sowie die Familien nicht zu vernachlässigen, ist bereits heute eine große Herausforderung in von Abwanderung betroffenen Gebieten. In einigen Ländern wie z.B. in Brandenburg wird daher intensiv diskutiert, wie eine öffentliche oder öffentlich finanzierte Infrastruktur un-

terhalten werden kann, wenn es nur wenig Menschen gibt, die sie nutzen können. Was heißt dies für eine Musikschule, wenn es nur sehr wenig Kinder gibt, die potenziell für das Erlernen eines Instruments infrage kommen. Die skizzierte Herausforderung wird umso größer je mehr es sich um ländliche Regionen handelt. Dennoch darf die Schlussfolgerung nicht heißen, dass die kulturelle Kinder- und Jugendförderung abgebaut wird, sondern sie muss vielmehr bedeuten, wie adäquate unter Umständen auch mobile Angebote geschaffen werden, um möglichst viele Kinder und Jugendliche zu erreichen. Zugleich heißt es aber auch, sich stärker für ältere Menschen zu öffnen. Und zwar nicht nur für ältere Menschen als Publikum, sondern auch als aktiv Ausübende. Im Bereich der kulturellen Bildung insbesondere bei Kultureinrichtungen wird teilweise noch die These vertreten: wer nicht früh beginnt, ein Instrument zu lernen oder sich für Kunst zu interessieren, wird nie Interesse dafür entwickeln bzw. sich damit qualifiziert auseinandersetzen können. Diese zum Teil anzutreffende Arroganz gegenüber Menschen, die erst spät ihr Interesse an Kunst und Kultur entwickeln, wird sich auf Dauer nicht aufrecht erhalten oder aber in eine Sackgasse führen. Denn bei aller Aufmerksamkeit, die der kulturellen Kinder- und Jugendbildung gewidmet werden muss, muss die Zielgruppe der Erwachsenen viel stärker als bisher in den Blick genommen werden. Warum soll jemand mit 40, 50, 60, 65 Jahren oder noch später nicht anfangen, Klavier spielen zu lernen, zu malen, zu schauspielern usw. Für diese Zielgruppe adäquate Angebote zu entwickeln, ist die Herausforderung der Zukunft. Ich meine, dass der Blick für die Anforderungen trotz zahlreicher verdienstvoller Einzelprojekte noch unzureichend geschärft ist. Zur kulturellen Vermittlungsarbeit mit älteren Menschen gehört auch, dass das entsprechende methodische und didaktische Konzepte entwickelt werden müssen. Hier wird man vieles von der Erwachsenenbildung, die in den vergangenen Jahren eine erhebliche Professionalisierung erfahren hat, lernen können. Zugleich möchte ich mit diesem Beitrag für eine weitere Zielgruppe werben, die oftmals vernachlässigt wird, die der Familie. Warum ist ein Besuch bei Ikea, dem Möbelhaus aus Skandinavien, mit Kindern oftmals erfreulicher als der eines Museums? Ganz einfach: Warenhäuser wie Ikea haben es geschafft, für die gesamte Familie (Eltern wie Kinder) adäquate Angebote zu unterbreiten. Das reicht vom Kinderparadies, in dem Kinder ab 3 Jahre spielen können, während die Eltern ungestört einkaufen bis hin zu funktionierenden Fahrstühlen damit Kleinkinder und Säuglin-

ge zum Einkauf mitgenommen werden können. Dazu gehören die obligatorischen Pommes frites und Spagetti auf der Speisekarte im Lokal bis zu Wickelräumen, Möglichkeiten Babykost zu erwärmen usw. Wenn man bedenkt, dass beim Publikum von Kultureinrichtungen vor allem die Altersgruppen wegbrechen, die kleine Kinder haben, wird deutlich, wie dringend der Handlungsbedarf ist. Wenn Eltern nicht vermitteln können, dass der Besuch eines Museums, eines Theaters, eines Konzerts oder einer Bibliothek eine schöne Erfahrung ist, die Spaß macht, werden Kinder und Jugendliche kaum Freude daran entwickeln können. Hier besteht noch erheblicher Handlungsbedarf in vielen Kultureinrichtungen, um Familien als Nutzer zu gewinnen und dauerhaft an sich zu binden. Zum Schluss möchte ich die Aufmerksamkeit noch auf einen weiteren Themenkomplex lenken, der eng mit dem Thema verbunden ist, den des Bürgerschaftlichen Engagements. Wenn die Menschen immer älter werden, immer länger gesund und beweglich sind, wächst die nachberufliche Zeitspanne. Viele Menschen möchten sich engagieren, möchten ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten in der nachberuflichen Phase einbringen können. Und sie verfügen über umfangreiches Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten. Bürgerschaftliches Engagements bietet Chancen, um diese einbringen zu können. Als spezifisches Programm, um das Zusammenwirken von Jüngeren und Älteren zu stärken, werden seit jüngster Zeit die generationsübergreifenden Freiwilligendienste durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend unterstützt. Generationsübergreifende Freiwilligendienste sollen einen Beitrag dazu leisten, dass jüngere und ältere Menschen sich gemeinsam engagieren, dass sie in einem Projekt zusammenwirken, dass sie voneinander lernen. Diese Form der Zusammenarbeit gilt es zu stärken, denn die künftigen Generationen werden in zunehmendem Maße lernen müssen als Gegenüber eine erhebliche Anzahl an älteren Menschen zu haben. Diese älteren Menschen haben Erfahrungen, haben Potenziale, haben Neugier und Veränderungskraft. Diese noch stärker für den Kulturbereich zu nutzen, ist eine wesentliche Herausforderung der Zukunft.

DER BEITRAG IST EINE ÜBERARBEITETE FASSUNG EINES VORTRAGS BEI DER TAGUNG „ALTE MEISTER – ÜBER ROLLE UND ORT ÄLTERER IN KULTUR UND KULTURELLER BILDUNG“ IN DER BUNDESAKADEMIE FÜR KULTURELLE BILDUNG WOLFENBÜTTEL.

DER VERFASSER IST GESCHÄFTSFÜHRER DES DEUTSCHEN KULTURRATES. ■

Kulturelle Bildung und demografischer Wandel Kerstin Hübner

„kek“ – ein Projektbeispiel für neue Formen bürgerschaftlichen Engagements



Magazinbestände des Thüringischen Landesmusikarchivs (im Bild: Büste des Komponisten Johann Nepomuk Hummel, Original und Gussform)

Es kann nicht häufig genug gesagt werden: Der demografische Wandel ist in seinen Auswirkungen auf Sozial-, Finanz-, Arbeitsmarkt-, Familien- oder Gesundheitspolitik etc. ein äußerst komplexes Phänomen. Alle gesellschaftlichen Bereiche sind betroffen – da gesellt sich die Kultur neben Bildung, Umwelt, Sport, Wirtschaft usw.

In dem beschriebenen Spannungsfeld bewegt sich ein Projekt, das auf die Initiative der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung e. V. (BKJ) im September gestartet ist: >kek< - Kultur, Engagement, Kompetenz (>kek<; www.kek-projekt.de) fördert als generationsoffener Freiwilligendienst bürgerschaftliches Engagement in der Kultur. Mit dem Projekt >kek< beteiligt sich die BKJ an einem neuen Förderprogramm für Generationsübergreifende Freiwilligendienste des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). Mit diesem Programm sollen neue Formen bürgerschaftlichen Engagements erprobt und eine „Kultur selbstverständlicher Freiwilligkeit“ entwickelt werden. Es ist u. a. entstanden als Reaktion auf den demografischen Wandel, greift aber auch andere gesellschaftliche Entwicklungen auf und bezieht sich auf folgende Ausgangsfragen: Wie können Menschen aller Altersgruppen für zivilgesellschaftliches Engagement gewonnen werden? Wie kann die Verantwortung der Generationen füreinander gestärkt werden? Wodurch können sich die Potenziale der verschiedenen Generationen, gerade auch der älteren, am besten entfalten? Das Programm wurde zusätzlich zur Förderung der traditionellen Jugendfreiwilligendienste geschaffen und soll neben Jugendlichen vorrangig Erwachsene und Senior/innen ansprechen. Bürgerschaftlich Aktive – wie Student/innen, Erwerbstätige und Arbeitslose, Rentner/innen – werden für die kulturelle Arbeit gewonnen und verbreitern freiwilliges Engagement in Kultureinrichtungen und regionalen kulturellen Netzwerken. Sie engagieren sich für mindestens 3 Monate und i. d. R. 20 Stunden in der Woche. Der Einsatz der Freiwilligen wird individuell anhand ihrer Lebensphase, Stärken und Interessen wie auch dem Bedarf von Kultureinrichtungen abgestimmt. Ihr Engagement erweitert das Angebot kultureller Institutionen und verstärkt die Bindekraft zwischen Bürger/innen und Kultur. Neben dem Praxiseinsatz werden die Freiwilligen vernetzt, begleitet und qualifiziert. Der Anerkennung ihres Engagements in der Kultur und des Engagements der Organisationen wird dabei zentrale Bedeutung beigemessen. >kek< wird unter der Koordination der BKJ bundesweit durch 15 verschiedene Partner umgesetzt. Diese Partner sind lokale Kultureinrichtungen und -netzwerke sowie überregionale und landesweite kulturelle Träger und Kulturverbände: Musik- und Kunstschulen, Landesverbände kulturpädagogischer Einrichtungen, Bürgerhäuser und Medienzentren, Landesvereinigungen

Kultureller Jugendbildung in Kooperation mit Freiwilligenagenturen, integrative Kunstwerkstätten, Kulturvereine und -zentren. Der bindende Gedanke ist der Kompetenz-Begriff, und zwar in dem Sinne, · Kompetenzen von Freiwilligen für andere Engagierte, für kulturelle Einrichtungen und für das Gemeinwesen verfügbar zu machen. Mit ihren Aktivitäten unterstützen die Freiwilligen das kulturelle Angebot für Kinder und Jugendliche, in ländlichen Regionen oder im Kiez, in Schulen oder Seniorenheimen. · Lebenskompetenzen und beruflich nutzbare Kompetenzen von Engagierten zu stärken. Mit >kek< bereichern die Freiwilligen ihre Biografie um eine wertvolle Erfahrung und testen für sich Betätigungsfelder und Engagementformen in der Kultur. · Kompetenzen des Kulturbereichs für vielfältiges individuelles Engagement und lebensbegleitendes subjektorientiertes Lernen zu nutzen. Das Bildungsprojekt Freiwilligendienst und die kulturelle Bildung verstanden als Allgemeinbildung regen ganzheitliche Entwicklungsprozesse an. Sie sind gekennzeichnet durch Praxislernen mit einem hohen Grad an Reflexion, durch Seminararbeit und Weiterbildung. · kulturelle Einrichtungen für Gemeinsinn-Entwicklung und den Aufbau von Kultur- und Engagementnetzwerken zu öffnen. Die Kultureinrichtungen entwickeln sich zu modernen Kompetenzzentren für Engagement in der Kultur, indem sie den zivilgesellschaftlichen Leitgedanken verankern und Kooperationen zu anderen Engagementnetzwerken und -anbietern anregen. Zu >kek< hat ein mehrdimensionaler Entwicklungsprozess geführt: Die BKJ hat die seit 1999 verstärkt in der Öffentlichkeit geführte Diskussion über die Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements und im Besonderen von Freiwilligendiensten begleitet. Das Thema bürgerschaftliches Engagement und Freiwilligendienste in der Kultur hat die Diskussionen im Verband und im kulturellen Feld seither nicht verlassen. Im Jahr 2001 ist es der BKJ gemeinsam mit ihren Partnern gelungen, erstmals einen gesetzlich geregelten kulturellen Freiwilligendienst für Jugendliche zu ermöglichen. Das Freiwillige Soziale Jahr in der Kultur startete damals mit 125 Stellen in fünf Bundesländern und hat sich seither auf knapp 450 Stellen deutschlandweit ausgedehnt. Viele Mitgliedsverbände der BKJ und die Mehrzahl der Kultureinrichtungen richten ihre Angebote bereits an alle Generationen, denn sie verstehen Kultur als entscheidenden Baustein zur Persönlichkeitsentfaltung in allen Lebensphasen. Es war daher nur logisch, dass sich die BKJ beim Aufruf zum Modellprogramm für Generationsübergreifende Freiwilligendienste mit einem Konzept und an der Umsetzung beteiligen wollte. Aufbauend auf den Erfahrungen verschiedener Kultureinrichtungen mit ehrenamtlicher Arbeit, mit dem FSJ Kultur und mit lebensbegleitendem Ler-

nen galt und gilt es, bürgerschaftliches Engagement in der Kultur weiter zu stärken und Potenziale für eine umfassende Anerkennungskultur, individuell angepasste Bildungskonzeptionen und modernes Freiwilligenmanagement freizulegen. In diesem Sinne berührt >kek< exemplarisch als generationsoffenes Bildungs- und Engagementprojekt im Konkreten vorrangig die zivilgesellschaftliche und bildungspolitische Dimension des demokratischen Wandels und verweist von den inhaltlichen Schwerpunkten natürlich auf die

Nicht monetär, sondern inhaltlich: hier wird im Kleinen ein neuer Generationenvertrag erprobt

kulturpolitische Dimension. Berührungspunkte bestehen aber auch zur beschäftigungspolitischen sowie zur jugendpolitischen Dimension. Daraus ergeben sich folgende Herausforderungen: 1. Offenheit für alle Generationen in >kek< heißt kein spezielles Engagementprojekt für die älteren Bürger/innen. Auch wenn Menschen ab 55 Jahren im Freiwilligensurvey 2004 im Vergleich zum Freiwilligensurvey 1999 die größte Ausdehnung des Engagements verzeichnen und die Gruppe sind, deren Potenzial wohl immer noch am stärksten unterschätzt wird (vgl. auch die Aussagen im Fünften Altenbericht „Potenziale des Alters für Wirtschaft und Gesellschaft – der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen“ oder im gerade erschienenen Alterssurvey), ist es nicht minder wichtig, das Engagement Jugendlicher zu fördern und bisher weniger Engagierte in der mittleren Generation für freiwilliges Mittun zu begeistern. Dieses generationsoffene Engagement bereitet den Weg zu einer gemeinsamen Verantwortung für die Zukunft von Gesellschaft und sichert v. a. Nachhaltigkeit. Hier wird im Kleinen ein neuer Generationenvertrag erprobt, der nicht monetär, sondern inhaltlich und sozial geprägt ist. Die Ausschreibung für >kek< richtet sich an alle Interessierten und legt Wert auf die Begegnung der Generationen, auf das gegenseitige Kennen lernen älterer und jüngerer Freiwillige im Rahmen der Begleit- und Bildungsangebote von >kek< und der Kontakt zu anderen Generationen im Zusammenhang mit dem konkreten Einsatz ermöglicht zudem wachsendes Verständnis für die Lebenssituationen anderer und gegenseitigen Kompetenz-Profit. 2. >kek< verbindet Engagement mit Bildung unter der Maxime lebenslangen Lernens. Der Fünfte Altenbericht der Bundesregierung spricht nicht nur vom Recht auf lebenslanges Lernen, sondern auch von der Pflicht aller Bürger/innen, im Lauf ihres Lebens ihre Kompetenzen zu erweitern, um sie dann wieder gewinnbringend in die Gesellschaft einzubringen. >kek< bietet hier die Chance, Modelle und Formen zu erproben und den Kulturbereich auf sein Bildungswirkung hin zu untersuchen. 3. Welche Bedeutung bürgerschaftliches Engagement in einer sich verändernden Tätigkeitsgesell-

schaft spielen wird, kann nicht abgeschätzt werden. Fakt ist, dass es nicht folgenlos bleiben wird, dass die Idee einer Vollzeit-Erwerbsbiografie für alle Bürger/innen keine Zukunft haben wird. An diesem Punkt reagiert >kek< nicht nur auf die veränderte Altersstruktur unserer Gesellschaft, sondern auch auf die sich verändernden Lebenskonzepte. Es bereitet u. a. Jugendliche darauf vor, sich auf neue Tätigkeits-Situationen und -Strukturen einlassen zu können und gibt ihnen hierzu Kompetenz-Material an die Hand. Für Arbeitslose zeigt >kek< einen Weg, ihre Zeit mit gewinnbringenden Sinn zu füllen, Erwerbstätige stellen sich neuen Herausforderungen, Senior/innen wird mit freiwilligen Aufgaben der „Ruhestand“ neu definiert. 4. Wenn >kek< bürgerschaftliches Engagement in der Kultur stärken soll, geht dies nicht ohne die Bereitschaft von Kulturinstitutionen, sich Menschen unterschiedlichen Alters zu öffnen – und das eben nicht nur auf der Ebene der Nutzer/innen, Benutzer/innen oder Kund/innen sondern auch auf der Ebene der Mitarbeiter/innen, die dann eben nicht nur Angestellte der mittleren Generation umfassen. Die Integration von Freiwilligen erfordert eine Organisationsentwicklung, die Freiwillige als Bereicherung der Einrichtungsstruktur und des -angebotes begreift und Partizipation ermöglicht. Auch bedarf es in den Einrichtungen der Auseinandersetzung mit den spezifischen Lebenssituationen und -phasen der freiwilligen Mitarbeiter/innen. Demnach sind die Kulturinstitutionen nicht nur für alle Generationen verantwortlich, sondern vorrangig auch für die Begegnung der Generationen. Dass dabei die Auswirkungen des demografischen Wandels nur eine Komponente in den aktuellen gesamtgesellschaftlichen Prozessen sind, zeigt >kek< in der Praxis, die sich auf ganz viele andere Herausforderungen bezieht: Freiwillige gehen an Ganztagschulen, arbeiten mit Migrant/innen, erweitern das Kulturangebot in schwach besiedelten ländlichen Regionen, verwirklichen medienpädagogische Projekte, sind in sozialen Brennpunkten vor Ort aktiv. Kultureinrichtungen sind mit ihrer Offenheit, Lebendigkeit, Flexibilität und Kreativität prädestiniert für freiwilliges Mittun und dafür, diesen Herausforderungen zu begegnen. >kek< verschweigt nicht, dass es hierfür schon zahlreiche Ansätze und ja auch schon viele Formen von freiwilligem Engagement in der Kultur gibt. Das Projekt bietet aber die Chance, der Vielschichtigkeit der Aufgaben mit neuem Tatendrang und neuen Antworten zu begegnen und diese Prozesse systematisch und fachlich zu reflektieren. Was vor knapp einem Jahr als Idee startete und seit September 2005 auf 100 Freiwilligenplätzen erprobt wird, kann erst in den kommenden Monaten mit Erfahrungen und Ergebnissen belebt werden. Diese in die Diskussionen um Demografischen Wandel, kulturelle Bildung und Gesellschaftspolitik einzubringen, wird unsere Aufgabe sein.

DIE VERFASSERIN IST MITARBEITERIN IM PROJEKTBÜRO BERLIN DER BUNDESVEREINIGUNG KULTURELLE JUGENDBILDUNG ■

Impressum

kultur · kompetenz · bildung

kultur · kompetenz · bildung erscheint als regelmäßige Beilage zur Zeitung politik & kultur, herausgegeben von Olaf Zimmermann und Theo Geißler

Deutscher Kulturrat
Chausseestraße 103, 10115 Berlin
Tel: 030/24 72 80 14
Fax: 030/24 72 12 45
Internet: www.kulturrat.de,
E-Mail: post@kulturrat.de

Redaktion
Olaf Zimmermann (verantwortlich),
Gabriele Schulz, Andreas Kolb

Verlag
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Brunnstraße 23, 93053 Regensburg
Internet: www.conbrio.de
E-Mail: conbrio@conbrio.de

Herstellung, Layout:
ConBrio Verlagsgesellschaft
Petra Pfaffenheuser

Gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung